

Sophie Schneider

Von Dieter Narr

Vorbemerkung der Schriftleitung: Am 27. Mai 1976 eröffnete der hohenlohische Kunstverein in Langenburg eine Ausstellung mit Bildern der Künstlerinnen Sophie und Betty Schneider. Wir bringen die Ansprache, die Dr. Narr bei dieser Gelegenheit gehalten hat, im Wortlaut und fügen anschließend aus der Ansprache von Manfred Wankmüller noch einige Daten hinzu.

Durchlaucht! Meine Damen und Herren,

Der Bitte willfahrend, ein paar Worte über die Persönlichkeit der Künstlerin, der Malerin Sophie Schneider zu sagen, möchte ich mit allem Nachdruck betonen, daß ich nicht den Anspruch erhebe oder auch nur den Versuch mache, ihr Werk zu würdigen, ihre Bilder zu deuten, ihr Schaffen kunstgeschichtlich und stilkritisch einzuordnen. Diese Aufgabe sei Zünftigeren überlassen, die sich dazu berufen fühlen und entsprechend ausgewiesen sind.

Gewiß, ich habe zu vielen dieser Bilder ein starkes Verhältnis, ich liebe sie und kann sie gar nicht anders sehen denn als ein Stück, ein Zeugnis, einen Ausdruck des Lebens eines ungewöhnlichen Menschen. Die Frage, ob und inwieweit eine Kunstbetrachtung ihr Recht habe, die, gänzlich unabhängig, losgelöst von der Biographie des Künstlers, allein dessen Werk zugewandt ist, mindestens nicht in erster Linie die Umstände zu erhellen sucht, in denen eine Arbeit entstanden ist, die Frage nach dem alleinigen, ausschließlichen oder doch wenigstens partiellen Recht werkimmanenter Interpretation, wie sie sich in allen Bereichen historischer Forschung bis in die jüngere Vergangenheit zu stellen pflegte, mag hier höchstens angedeutet werden.

Ich bescheide mich ganz bewußt damit, ein paar kleine Züge im Lebensbild der Malerin Sophie Schneider hervorzuheben; ich habe sie gekannt und ich bin heute und immer stolz darauf, daß sie mich zu ihren Freunden gezählt, mich – freilich nur scherzend – auch einmal ihren Impresario genannt hat. Und wenn ich vorher Worte wie ‚Persönlichkeit‘ oder ‚ungewöhnlicher Mensch‘ benützt habe, so sollte das nicht einfach in konventioneller Manier des Rühmens rasch und unbedacht dahingesagt sein. Nicht jede Person reift zur ‚Persönlichkeit‘; ‚Persönlichkeit‘, so will mich dünken, müßte eigentlich fast ein geschützter Titel sein. Und nicht anders steht es mit dem ‚ungewöhnlichen Menschen‘; auch diese Auszeichnung dürfte man nicht mir nichts dir nichts vergeben. Einer Sophie Schneider konnte man aber nur einmal im Leben begegnen, und wie immer sich auch der einzelne Partner zu ihr stellte, ob er sich nun angezogen oder abgestoßen fühlte – das letztere dürfte aber wohl kaum einmal vorgekommen sein – dies stand fest: Ihre Art, ihre Eigenart ließ sich nur schwer vergleichen, sie war ein ‚homo pro se‘, ein Mensch für sich, dem man nicht schnell irgend ein wohlfeil charakterisierendes Etikett anhängen konnte.

Als ich sie kennenlernte, da stand sie freilich schon im vorgerückten Alter, Aber es war auch keine Spur von Müdigkeit oder Resignation zu entdecken; wer sich ihr näherte, hatte es mit einem jungen Menschen zu tun, mit einem Menschen, der völlig darauf verzichtete, sich selber zu stilisieren, sich in Wort und Gebärde als Künstlerin zu geben, dessen Ungewöhnlichkeit eben auch gerade darin bestand, daß er, jeweils der Sache hingegeben, sich von seinem Gefühl für das, was er für gut und richtig erkannte, leiten ließ. In ihrem Auge kam dem Gegenüber beides entgegen: aus ihm sprach ihr im besten und ursprüngliche Gebrauch des Wortes kritischer Sinn, der Dinge und Menschen ruhig prüfte, und ihr große Bereitschaft, den andern gelten ihn, wie der Hohenloher so schön sagt, „bei seinem Wert zu lassen“ und dem, der dessen bedurfte, mit dem Wort und vor allem auch mit der Tat zu helfen.



So tolerant und weitherzig sie aber auch anderem Sein und Denken gegenüber war, ja so vorurteilslos sie auch einmal mit einem Außenseiter der Gesellschaft

sellschaft umgehen und ihn ganz ernstnehmen konnte, so unnachgiebig beharrte sie auf ihrem Urteil, wenn der Dialog in ihr eigenstes Gebiet führte: in die Kunst, die Malerei. Dann konnte sie keine Kompromisse und lehnte alle Relativierungen, jedes Sowohl-Als auch und ‚Vielleicht doch‘ entschieden ab. Ich erinnere mich noch an eine streitbare Unterhaltung, in der es um die Beuroner Schule ging, den hieratischen Stil, wie er auf einer bestimmten, letztlich oder



wesentlich religiösen Kunstauffassung beruhend, in den 20er Jahren Besucher des Klosterstaats interessiert und auch gefesselt hat. „Tante Sophie“ – so durfte ich sie nennen – wies alle meine Erklärungen und Interpretationen zurück; die hieratische Kunst widersprach ihrer Überzeugung, erfüllte eben nicht die Forderung möglicher Naturnähe, wenn man es – vielleicht etwas zu simpel – so sagen kann. „Aber ich sehe es eben so“, konnte sie auch auf Einwände gegen ihre eigenen Bilder entgegnen und war dann nicht mehr

willens, das Gespräch fortzusetzen. Künstlerin durch und durch, folgte sie ihrem Gesetz, blieb sie sich selber treu.

Nicht anders verhielt sie sich aber auch, wann und wo immer die Gefahr drohte, daß die Pflichten der Humanität einmal mißachtet wurden. Diese hat sie vor allem auch auf die ganze Tierwelt ausgedehnt. Jeden Machtmißbrauch wehrte sie temperamentvoll ab. „Der Mensch hält sich einen Hund. Habt ihr aber schon einen Hund gesehen, der sich einen Menschen untertan macht?“, so konnte sie etwa fragen, obschon sie den Hunden nicht unbedingt zugetan war; sie machte ihnen zum Vorwurf, daß sie sich zu knechtisch benähmen. In ihrem Elternhaus, da war die Sorge für das Haustier (nicht allein das nützliche) eine solche Selbstverständlichkeit, daß ihr Vater sich stundenlang um seinen leidenden Gefährten, seinen Hund, bemühte. Mit größter Entrüstung kämpfte sie gegen die ekelhaften Fliegenfänger, gewiß nicht nur aus ästhetischer Verletzlichkeit, dem Abscheu vor diesen widerlichen Leimstreifen. Sie war vielmehr von Mitgefühl bewegt für die leidende, oft gedankenlos geschundene Kreatur, und diese begann ihr nicht erst beim höher entwickelten Tier.



Sophie Schneider kam anfangs der 30er Jahre zum ersten Mal in unser Haus. Sie hatte einen Marsch von 4 Stunden hinter sich, unterbrochen nur von einem erfrischenden Bad in der Jagst. Gesonnen, nach dem Kaffee -, nochmals vier Stunden zurückzuwandern, ließ sie sich schließlich dazu überreden, über Nacht zu bleiben. Sie hat uns dann häufiger besucht. Mit 68 Jahren noch lernte sie das Radfahren, gehörte es doch zu ihren Grundsätzen, daß ein

klares, festes Wollen nicht so rasch auf unüberwindliche Schranken stoße, wie es der landläufigen Meinung entspricht. Einmal hat mich dieses ihr Zutrauen zur Macht des Willens in eine schwierige Lage gebracht. Da ich nach Tante Sophies Dafürhalten ein gutes Motivauge hatte, sollte ich auch über die Fähigkeit verfügen, ein Bild zu malen. Glücklicherweise rettete mich buchstäblich in letzter Minute ein Passant, als ich auf ihr Geheiß mit dem Pinsel vor der Staffelei stand; er hat die Freundin vor Enttäuschung und mich vor Schande bewahrt.



Der Anekdotenschatz ist gewiß noch nicht erschöpft. Doch sollen Ihnen wenigstens die allerwichtigsten Daten und Fakten aus dem Werdegang der

Künstlerin nicht vorenthalten werden. Sophie Schneider ist am 30. Oktober 1866 geboren, in einem Jahr also, das sich in die lange Reihe der leidvollen Ereignisse deutscher Geschichte einfügt. Ihr Vaterhaus steht in Bruchlingen inmitten einer Landschaft, deren Reize ein Adalbert Stifter beschreiben müßte; sie charakterisiert sich durch eine ausgeprägte Mannigfaltigkeit: liebliche Partien und stille Schönheit wechseln ab mit fast schon dramatischen Szenerien; kräftige, mitunter herbere Akzente fehlen so wenig wie geradezu parkartige anmutende Festlichkeit oder auch verträumte Idylle. Diese Landschaft ist ihr zeitlebens nahe geblieben, zu ihr ist sie zurückgekehrt von ihrer Wandschaft in die Weite und Ferne. Frühe schon selbständig in ihren Entschlüssen, ist sie in die Fremde aufgebrochen: nach Genf, nach Paris und schließlich auch nach Irland. Dort hat sie als selbstbewußte und mutige Autodidaktin eine Stelle als Deutschlehrerin in einem Privathause angenommen und dort hat sie wohl auch zum ersten Male zum Pinsel gegriffen. Das aber ging so zu: Es gehörte ja damals (im späten 19. Jahrhundert) zum guten Ton, daß jede Dame, die etwas auf sich hielt, sich im Malen versuchte, so war es jedenfalls in Deutschland, und es mag auch in Irland nicht anders gewesen sein. Die Mal- und Musikstunden bildeten einen Teil der Erziehung der höheren Tochter. Als Sophie Schneider in Irland die Frau des Hauses beim Malen traf, da sagte sie sich ganz einfach und sachlich, wie es nun einmal ihre Art war: „Warum sollte ich nicht auch können, was die kann?“ – und ließ sich Farben kommen aus Dublin. Sie hat dann später freilich noch Stunden genommen in Hannover und Berlin, um das, was ihr von Natur gleichsam zugefallen war, was sie empfangen hatte, in zünftiger Weise auszubilden, zur Meisterschaft zu steigern. Leider läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit ausmachen, welcher Art ihre Beziehungen zu Max Liebermann waren; daß sie den großen Impressionisten besonders geschätzt hat, von ihm angeregt worden ist, das steht außer Zweifel. – Aus eigener Anschauung kann ich (wie gesagt) nur ein wenig aus ihrer Spätzeit erzählen. Ich habe sie vor allem noch in Urlaubstage auf der Insel Sylt begleitet; dort wohnte sie mit ihrem Tübinger Neffen (meinem intimen Freund) und seiner Familie in einem Blockhaus. Ich sehe sie noch deutlich vor mir in Rantum, der schmalsten Stelle der Insel, an der Westküste am Strande. Hingerissen von dem sie wieder aufs neue faszinierenden Schaubild der See, fragte sie, ob dieser Anblick eigentlich nicht jeden aufrichtigen Menschen davon überzeugen müsse, daß allein die Weite, das Erlebnis der Weite das Denken bestimmen, ihm sein Maß setzen dürfe, daß dagegen ängstliche und willkürliche nationale Beschränkung nur Gefahren heraufbeschwören könne. Ja „Tante Sophie“ war in vielen Stücken ein Mensch, der seiner Zeit vorausdachte. Ohne daß sie sich jemals einer bestimmten Partei oder Politik verschrieb – notfalls strich sie den Wahlzettel kreuz und quer durch – hat sie die Gleichberechtigung der Frau ohne große programmatische Geste (und ohne viel Aufhebens zu machen) ganz schlicht praktiziert; für sie verstanden sich gewisse moderne

Ideen eben von selber. „Das Gute um des Guten willen tun“, so hat sie gelegentlich selber zusammengefaßt, was ihr als höchstes Ideal vorschwebte; eines anderen Bekenntnisses bedurfte sie nicht. Und sie hat diesen ihren Grundsatz ohne jedes falsche Pathos ausgesprochen und ohne jeden Hochmut und Dünkel wahr gemacht. Und so ging denn von ihr eine besondere Kraft aus und teilte sich ihren Nebenmenschen mit, zumal wenn sie in Not geraten waren. Als das Geheimnis dieser Kraft mag man wohl die erstaunliche Geschlossenheit ihres Charakters und Wesens ansehen, in der sie Spannungen auszuhalten vermochte, und alles, was sie erlebte, sich so zubildete, daß es sich für sie und ihre Umgebung heilsam auswirkte. So wußte sie mit dem Offensein für das Neue, dem Ja zum Fortschritt die Treue zur Tradition zu vereinigen. Auch darüber mußte sie so wenig philosophieren wie über die Möglichkeit des harmonischen Neben- und Miteinanders der Wanderlust und der Seßhaftigkeit, des Ausgriffs und der Verwurzelung in ihrem Haus und Hof. Wenn ein Dichter einmal den „Weltwind“ und die „Heimatluft“, als die treibenden und tragenden Kräfte im Dasein eines Menschen gefeiert hat, so hat er damit auch bei Sophie Schneider ins Schwarze getroffen.

„Ach, und was wollte ich doch noch malen!“ Das waren die letzten Worte eines Menschen der die Kunst geliebt und ihr gedient hat. Als sie im Jahr 1942 Abschied nahm von der Welt der Fülle und der Farben, da konnten es ihre Freunde lange gar nicht glauben, daß sie nicht mehr gegenwärtig sein sollte; als eine so starke Macht wurde das Leben von denen empfunden, die um sie waren, die sie kannten. Was sie in ihren letzten Jahren immer noch beschäftigte, womit sie sich in Gedanken trug, das war die Darstellung des barmherzigen Samariters, sie wollte ihm in kühnem Wurf das Gesicht und die Gestalt eines Soldaten des Zweiten Weltkriegs leihen, eines Nachbarsohns.

Die Ausstellung ist zwei Künstlerinnen gewidmet, zeigt neben Bildern Sophie Schneiders auch Arbeiten aus der Werkstatt ihrer Schwester Betty. Leider bin ich ihr nicht mehr begegnet. Aber ich kann bezeugen, daß ihr Andenken in ihrem Hause, bei ihrer Schwester (deren Schülerin sie war), bei ihren Nichten und all denen, die sie kannten, noch sehr lebendig war. Vor allem hat sich mir das Prädikat eines Mannes eingeprägt, der sie verehrt hat; er sprach von „Betty, der Seele“. Vielleicht erinnert sich der oder jener Besucher beim Beschauen ihrer Bilder daran. Und diese Erinnerung hat dann gar nichts mit einer rasch aufwallenden Gefühligkeit zu tun, es braucht sich ihrer gewiß niemand zu schämen.

Aus der Ansprache von Manfred Wankmüller:

Auf dem kleinen Friedhof der Pfarrgemeinde Billingsbach liegen acht Menschen aus drei Generationen der Familie Schneider aus Brüchlingen begraben. Unter den alten Bauerngeschlechtern des Dorfs, den Abel, Brenz, Ehrmann, Schneider

tritt vor hundert Jahren eine ganze Generation der Familie Schneider überraschend heraus aus ihrer Heimat. Es sind dies acht Geschwister, vier Mädchen und vier Jungen:

Käthe, die älteste, wird Kaufmann und läßt sich als Buchhalterin in Berlin nieder;

Sophie, die zweite, geboren am 30.10.1866, † am 25.5.1942, die Malerin;

Friedrich, der erste Sohn, wird Bauer und übernimmt den Hof;

Johannes studiert Theologie und amtiert als Pfarrer in der Universitätsstadt Tübingen;

Karoline zieht es ebenfalls nach Berlin, sie wird Studienrätin;

Betty, geboren am 23.12.1875, † am 18.7.1928, wird Malerin;

Wilhelm studiert Jura und wird Präsident des Reichsaufsichtsamts für private Versicherungen in Berlin;

Gottlieb, der jüngste, wird Kaufmann.

Wir beschränken uns hier auf die beiden Mädchen Sophie und Betty Schneider. Über ihre Schulzeit bei den Lehrern Durst und Stegmeier in Billingsbach wissen wir wenig. Sophie blieb bis zum 14. Lebensjahr zuhause. Betty ging nach der Schulzeit nach Waldenburg, wo sie ein Töchterpensionat besuchte, dann nach Reutlingen in eine Frauenarbeitschule, um sich zur Handarbeitslehrerin ausbilden zu lassen. 1890 ging Sophie in die Schweiz, um Französisch zu lernen, arbeitete in einer Fremdenpension am Genfer See und wirkte zugleich als Deutschlehrerin der Kinder ihrer Chefin, einer Madame de Stackelberg. Über Paris und London kam sie auf ein großen Gut nach Irland, wo sie zu malen begann. Nach der Heimkehr nimmt sie den ersten Malunterricht in Hannover und fährt nachh nach Italien. In Berlin, wo zwei Brüder und zwei Schwestern leben, richtet man ihr eine Wohnung mit Oberlicht ein. Hier wird auch Betty ihre Schülerin, die inzwischen in London auf einer Handarbeitsausstellung einen ersten Preis erhalten hatte, weil nicht nur eine geschickte Technikerin, sondern eine Künstlerin in ihr steckte. Betty mußte ihre Lehrtätigkeit unterbrechen, um die Eltern zu pflegen, Sophie ging erneut nach Italien: ihr Künstlerausweis wurde 1911 in Rom ausgestellt. Bei Kriegsausbruch 1914 waren beide Schwestern daheim in Brüchlingen, für Sophie wurde ein kleines Atelier an das elterliche Bauernhaus angebaut. Für die Pflege von Verwundeten in den Lazaretten der Umgebung erhielt sie das Charlottenkreuz. Auch im Heimatdorf wirkte sie: kaum ein Mensch ist zu jener Zeit in Brüchlingen gestorben, an dessen Bett Sophie Schneider nicht tröstend saß, während Betty sich mehr um die Kinder annahm. Nach dem Kriege erleben die Malerschwestern eine sehr furchtbare Epoche. Sie malen Landschaften und Porträts, Sophie schafft sich einen Namen und wird vom Reichsverband der bildenden Künstler ohne ihr Zutun zur Mitgliedschaft eingeladen. Betty starb mit 52 Jahren an den Folgen einer Darmverschlingung. Sophie überlebte ihre jüngere Schwester fast anderthalb Jahrzehnte, sie mußte noch in dem beginnenden zweiten Weltkrieg die Düsternis des Untergangs ahnen. Viele Bilder der beiden Schwestern hängen

in Privathäusern, auch im Gebiet der DDR, denn der Nachlaß war nach Sophies Tode in fünf Teile getrennt worden. Erst jetzt beginnt man, ihre Bilder wieder zu sammeln.

Anmerkung:

Nachzutragen wären noch die Namen der Eltern und Großeltern der Malerschwestern.
Eltern: Johann Georg Michael Schneider, gb. Brüchlingen 26.4.1835, † Brüchlingen 5.6.1913, verheiratet 2.6.1863 mit Rosine Magdalene Brenner, gb. Mittelbach 15.11.1840, † Brüchlingen 26.4.1912.
Großeltern: Johann Georg Schneider, gb. Brüchlingen 1.12.1799 verh. mit Margaretha Barbara Brenz, gb. 4.9.1813
Johann Michael Brenner, gb. Atzenrod 11.1.1801, Bauer, verh. mit Anna Maria Keidel, gb. Michelbach 3.2.1802

Bildnachweis:

Alte Frau in der Stube, S. 145
Großvater mit Enkeln, S. 146
Blick zur Halde, S. 147
Die drei Marien, S. 148
(alle Bilder im privaten Familienbesitz)